

(Nachdruck verboten.)

Die Arena.

67

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Diese Worte, die Gallardo noch mehr aufbrachten, verscheuchten die schwere Besorgnis der übrigen Toreros, sie fingen an, den Kollegen aufzuziehen, wie gewöhnlich, wenn er sein Schlagwort „Gott oder die Natur“ in Anwendung brachte.

Sobald der Durchgang frei wurde, fuhr der Wagen im rasenden Galopp seiner Maultiere weiter, zwischen den andern dem Zirkus zusteuern den Führerwerken hindurch. Sobald er diesen erreichte, bog er links ab nach dem Eingangstor der Stallungen und Innenhöfe, wobei er wegen der davor stehenden dichtgedrängten Menge Schritt fahren mußte. Als Gallardo mit seinen Banderilleros abstieg, mußte er neue stürmische Ovation über sich ergehen lassen; er mußte energisch um sich schlagen und stoßen, um sein Kostüm vor schmierigen Händen zu bewahren; er mußte seine rechte Hand verdecken, weil alle sie drücken wollten, und dabei grüßte er nickend und lächelnd nach allen Seiten hin.

„Bitte, laßt mich doch, Caballeros. Schönen Dank!“

Der geräumige Hof, der sich zwischen dem eigentlichen Zirkus und den Nebengebäuden erstreckte, war ebenfalls mit Menschen angefüllt, die, bevor sie ihre Sitze einnahmen, die Stierfechter aus nächster Nähe sehen wollten. Ueber die Köpfe der wogenden Menge hinaus ragten die berittenen Picadores und Alguoniles, letztere in der schwarzen Tracht des 17. Jahrhunderts.

Links begrenzt den Hof niedrige, einstöckige Backsteinbauten, deren Türen mit Wein umrankt und deren Fenster mit Blumen geschmückt waren: ein kleines Dorf von Bureaus, Werkstätten, Remisen, Stallungen und Wohnungen, in denen Stallknechte, Zimmerleute und sonstige Zirkusbedienstete hausten.

Der Matador brach sich mühsam Bahn durch die Gruppen. Sein Name flog von Mund zu Mund unter begeisterten Ausrufen.

„Gallardo ist's! Da kommt Gallardo! Die, Vivat Spanien!“

Und er, ganz sich der Vergötterung des Publikums hingebend, schritt würdevoll dahin, mit der heiteren Ruhe eines Gottes, froh und glücklich, als ob er einem bloß ihm zu Ehren veranstalteten Feste beimohnte.

Blötzlich fühlte er, wie zwei Arme seinen Hals umschlangen, und wie zu gleicher Zeit ein stark nach Wein riechender Atem ihn ins Gesicht wehte.

„Laß Dich küssen, Du lieber Kerl, Du tapferer Bursche Du . . .“

Es war ein gutgekleideter Herr, der so ihn anging, ein braver Spießbürger, der mit einigen Freunden fröhlich gespeist hatte. Der Mann befand sich in einer weinseligen Verfassung und lehnte den Kopf an die Schulter des Toreros, als ob die Begeisterung ihn ganz überwältigt hätte. So verharrte er mehrere Minuten lang, bis die abwehrenden Bewegungen Gallardos und die zerrenden Hände der Tischgenossen den Espado von dieser Umarmung befreiten.

Sobald der angeheiterte Verehrer des nationalen Schauspiels sich von seinem Abgott getrennt sah, erging er sich in wilden Vivatrufen auf den „allerbesten Stierfechter der Welt, um den alle Nationen Spanien beneideten.“

Gallardo betrat nun ein weißgetünchtes, durchaus unmöbliertes Gemach, wo seine Berufsgenossen umherstanden, zwischen Gruppen von „Kunstbegeisterten“. Sodann öffnete er eine niedrige Tür und ging in einen schmalen Raum, in dessen Hintergrunde einige Lichter sichtbar wurden. Es war die Kapelle des Stierzirkus. Ein altes Gemälde, das die Muttergottes de la Paloma darstellte, hing über dem niedrigen Altar, auf dem vier Kerzen brannten. Willige Porzellanvasen enthielten verstaubte, von Motten angefressene künstliche Blumen.

Die Kapelle war mit Menschen angefüllt, die Aficionados von geringem Stande drängten sich hier, um sich die berühm-

ten Männer aus der Nähe zu besehen. Sie standen da in der Dunkelheit mit entblößten Häuptern, die einen geduckt in den ersten Reihen, die andern auf Stühlen und Bänken, fast alle mit dem Rücken gegen den Altar gefehrt und hochgepannt nach der Tür blickend, um jedes Mal, wenn dort ein Torerokostüm aufschwimmte, den Namen seines Trägers zu nennen. Die Banderilleros und Picadores, arme Teufel, die ebenso gut wie die Espadas ihre Haut zu Markte tragen, erregten durch ihr Erscheinen kaum ein besonderes Interesse. Nur wenige Eingeweihte unter den Aficionados kannten ihre Spitznamen.

Blötzlich hob ein langgezogenes Gemurmel an und ein Name ging von Mund zu Mund.

„Fuentes! dies ist Fuentes!“

Und der elegante Torero näherte sich leichten Schrittes dem Altar, kniete davor mit theatralischer Gebärde nieder, wobei sich die wackelnden Flammen der Kerzen im Weißen seiner Zigeuneraugen widerspiegelten und er sich kofelt in die Brust warf. Nachdem er ein Gebet gesprochen und das Kreuzzeichen gemacht, erhob er sich und zog sich rückwärts schreitend nach der Tür zurück, ohne den Blick vom Muttergottesbilde abzuwenden, wie ein Opernsänger, der, das Publikum grüßend, hinter den Kulissen verschwindet.

Gallardo war einfacher in seinen Gemütsbewegungen. Er betrat die Kapelle, die Montera in der Hand und den Mantel aufgeschürzt, indem er sich nicht weniger stolz in den Hüften wiegte, aber als er vor dem Altar stand, fiel er auf beide Knie nieder und sprach sein Gebet mit frommer Inbrunst, ohne sich im mindesten um das anwesende Publikum, das ihn mit Blicken verschlang, zu kümmern. Seine schlichte Seele erbehte unter dem Eindruck der Jurcht und der Neue. Er flehte die Muttergottes um Schutz an, mit der Frömmigkeit des ungebildeten Menschen, der in steter Gefahr schwebt, der an allerhand widrige Einflüsse und an übernatürlichen Schutz glaubt.

Zum ersten Male an diesem Tage dachte er seines Weibes und seiner Mutter. Die arme Carmen da unten in Sevilla erwartete mit Sehnsucht das Telegramm. Sein altes Mütterlein, die Sennora Angustias, pflegte in aller Gemütsruhe auf dem Landgut La Rinconola der Hühner, ohne überhaupt zu wissen, wo er auftreten sollte. . . . Und ihn packte eine bange Ahnung, daß an diesem Nachmittage ihm etwas widerfahren würde. „Heilige Gottesmutter, beschütze mich. Ich werde von nun an einen ordentlichen Lebenswandel führen. . . .“

Diese bußfertige Gesinnung stärkte sein abergläubisches Herz, und er verließ die Kapelle in gerührter Stimmung, mit trübem Blick, ohne die Leute, die ihm den Weg verlegten, anzuschauen.

Draußen, im Zimmer, wo die Stierfechter warteten, begrüßte ihn ein glattrasierter, schwarz gekleideter Herr, der seinen Anzug mit einer gewissen Unbeholfenheit trug.

„Verdammte Begegnung,“ murmelte der Torero, indem er weiter stürzte. „Ich sag's, heut passiert ganz sicher was.“

Es war der Zirkuskaplan, ein begeisterter Verehrer der Stierkämpfer der das Salböl in der Brusttasche bei sich führte. Er kam aus der entlegenen Prosperidad-Vorstadt, begleitet von einem Nachbar, der als Künstler fungierte, nur um ein Freibillet für die Corrida zu erlangen. An den Tagen, wo Stiergefecht war, nahm der brave Geistliche eine Droschke, die der Zirkusunternehmer bezahlte, steckte das Gefäß mit dem heiligen Del in die Tasche, beglückte irgend einen seiner Freunde und Bekannten mit dem dem Küster zugeordneten Freibillet und fuhr so zeitig wie möglich zur Plaza.

Der Geistliche betrat die Kapelle wie jemand, der sich zu Hause fühlt. Er entrüstete sich über die Haltung der Anwesenden, die zwar ihr Haupt entblößt hatten, aber laut sprachen; mehrere rauchten sogar.

„Meine Herren, Sie sind hier nicht im Wirtshaus. Verlassen Sie gefälligst des Lokal. Die Corrida wird gleich beginnen.“

Die letzten Worte waren es, die Wirkung ausübten. Alle gingen hinaus, während der Geistliche das Salböl hervorzog und es in eine gemalte Holzkiste stellte. Kaum hatte er sich seiner heiligen Würde entledigt, so lief er förmlich hinaus,

um seinen Platz im Zuhörerraum noch vor Auftreten der Cuadrilla zu besetzen.

Die Volksmenge war verschwunden. Im Gose sah man nur noch in goldglitzernden, gestrickten Kleidern stehende Männer, gelbkostimierte Picadores auf ihren dünnen Kleppern, berittene Aguaciles und die Bediensteten in roten und blauen Kitteln.

Vor dem sogenannten Pferdator hatten die Toreros mit der Schnelligkeit, die die Uebung verleiht, Stellung genommen. Voran standen die Matadore, dann kamen die Banderilleros in weiten Abständen und den Nachtrab bildeten die in Eisen gepanzerten Picadore, die nach Pferdemeist und erhöhtem Leder dursteten, und deren Reittiere ein Auge verbunden hatten. Zu guter Letzt, ganz im Hintergrund, standen die Maultierdreigespanne, die zum Hinausschleppen der gefallenen Stiere und Pferde dienen; es waren sehnige, starke, gutgepflegte Tiere, die mit schellenbehangenem, betroddeitem Geschirr ausgerüstet waren, sie trugen kleine Flaggen mit den Nationalfarben über den Kummeten.

Gallardo trat in die Reihe zwischen die beiden andern Espadas und tauschte mit ihnen einen stummen, leichten Gruß. Keiner von ihnen sprach ein Wort, keiner lächelte. Jeder dachte bloß an sich und ließ seine Gedanken in die Ferne schweifen, oder dachte an nichts, hingegeben jenem Stumpfsinn, den die Angst hervorzubringen pflegt. Ihre innere Erregung suchten sie zu verhehlen, indem sie immer wieder den über eine Schulter geschlagenen Mantel ordneten, dessen lose Enden sie sich um den Leib wickelten. Alle zeigten bleiche, schweißtriefende Gesichter. Sie dachten an die Arena, die sich, noch ihren Blicken entzog, und fühlten sich gepackt von jener unwiderstehlichen Furcht vor den Dingen, die jenseits einer Mauer vor sich gehen, vor dem, was man nicht sieht, vor der unbestimmten Gefahr, die sich ankündigt, ohne greifbar in die Erscheinung zu treten. Wie würde die Vorstellung ablaufen?

Sinter den Cuadrillas ertönte der Hufschlag zweier Pferde, die aus dem äußeren Bogengang des Zirkus hergetrabt kamen. Auf ihnen saßen die Aguaciles, in schwarze kurze Mäntel mit Stehkragen gekleidet, von ihren Hüften wallten rote und gelbe Federn.

Sie hatten soeben die Arena von Neugierigen geräumt und kamen, sich als Vorreiter an die Spitze der Cuadrillas zu stellen.

Die Torflügel des Bogens öffneten sich. Nun wurde der weite Ring sichtbar, die eigentliche Arena, der kreisförmige Kampfplatz, auf dem das Drama des Nachmittags sich abwickeln sollte zur Kurzweil und Aufregung von vierzehntausend Menschen. Die vagen, summenden Akkorde schwollen immer deutlicher an zu einer fröhlich und gaukelnden Musik, in welcher die dröhnenden Blechinstrumente Klangwellen warfen; wie zu einem triumphierenden Marsch tönten sie zusammen, bei dem unwillkürlich die Arme sich kriegerisch im Takt bewegten und die Hüften sich wiegten, vorwärts mit der Cuadrilla!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Natur ruft.

Von Jack London.

Autorisierte Uebersetzung von A. Löns.

I. In die Wildnis.

Bud gehörte nicht zu denen, die täglich ihre Zeitung lesen, sonst hätte er gewußt, daß Unheil im Gange war, nicht nur für ihn selbst, sondern für jeden Hund, der starke Knochen und langes dichtes Haar hatte. Da oben im hohen Norden hatten die Menschen ein gelbes Metall gefunden und seitdem die Schiffs- und Eisenbahngesellschaften sich abmühten, auch in diese rauhe Gegend Verkehr zu bringen, zog es Tausende von Menschen mit wilder Gewalt dorthin. Und diese Menschen brauchten für ihre Arbeit Hunde mit starken Knochen und dichtem Haar. Denn da oben war es bitter kalt. Ein großes Haus im sonnenhellen Tale von Santa Clara war Buds Heimat. Etwas abseits von der Landstraße lag es, halb versteckt hinter mächtigen Bäumen, die die lustige Veranda beschatteten, die rings um das stattliche Gebäude lief. Ein breiter Kiesweg, von hohen Pappeln umsäumt, führte durch grüne Rasenflächen grade darauf zu. Und hinter dem Hause lagen die großen Stallungen, die grünmrankten Wohnungen der Dienerschaft, Treibhäuser, die langen Weinlaubengänge, Obstgärten und daran anschließend unendliche Weidestreden. Da war auch der große Brunnen und der Teich, in dem die Söhne des Pflanzers ihr

Morgenbad nahmen und auch an heißen Nachmittagen Kühlung suchten.

Ueber diesem großen Reiche herrschte Bud. Hier war er geboren und hier hatte er die vier Jahre seines Lebens verbracht. Natürlich gab es noch mehr Hunde auf Millers Farm, wie das für solch großen Besitz notwendig ist, aber die zählten eigentlich nicht mit. Sie kamen und gingen, trieben sich hier und da herum, wohnten in Ställen oder auch im Hause, wie Tutt, der dicke Wops und Bella, der weiße Zwergpinscher. Millers hatten auch noch Terrier, eine ganz freche Bande, die gemeine Schimpfwörter brauchten, wenn Tutt und Bella an den Fenstern saßen. So schlecht betrogen sie sich, daß oft die Dienstmädchen heraus kommen mußten, um mit dem Besenstiele Ruhe zu stiften.

Zu dieser Gesellschaft rechnete Bud sich durchaus nicht; er war weder Stuben- noch Hofhund. Sein war das ganze Reich und alles war ihm untertan. Er schwamm, wenn es ihm beliebte, mit des Pflanzers Söhnen in den klaren Fluten des Teiches, ging zur Jagd mit ihnen oder begleitete Mollie und Alice, die beiden Töchter, durch Wald und Feld. An den langen Winterabenden lag er vor dem lodrenden Kaminfeuer zu Füßen seines Herrn, ließ dessen Enkel auf seinem breiten Rücken reiten, rollte sich mit ihnen auf dem weichen Rasen oder behütete ihre kurzen Schritte auf den Entdeckungstouren durch den Stall, den Park und den Obstgarten. Mit der Miene eines Königs schritt er durch die Rotte der anderen Hunde; Tutt und Bella beachtete er überhaupt nicht, er, der Herrscher über alles.

Sein Vater Elmo, ein riesenhafter Bernhardiner, war schon der unzertrennlche Jugendfreund des Pflanzers gewesen und Bud war nun in seine Stelle aufgerückt. So groß wie sein Vater war er allerdings nicht, denn seine Mutter Flode war eine schottische Schäferhündin. Aber zu seinen hundertzwanzig Pfund Gewicht hatte er auch ein gutes Teil würdevollen Benehmens in die Wagschale zu legen und wenn er erhobenen Hauptes auf den weißen Kieswegen dahinschritt, war jeder Boll an ihm adelig.

Und wie ein Edelmann hatte er auch die vier Jahre seiner Jugend verlebt; sogar ein wenig Eigenliebe, wenn nicht gar Hochmut hastete ihm an, wie das die Stellung eines begüterten Landedelmannes so leicht mit sich bringt. Daß er trotz des Lebens im Ueberfluß kein verweichlichter Haushund wurde, dafür sorgte die Jagd und andere Leibesübung, die ihm auch zu seinem kräftigen Körper und den starken Muskeln verholfen hatte.

So stand es mit Bud im Jahre 1897, als die großen Hunde in Mondite die Menschen aus allen Gegenden der Welt nordwärts riefen. Aber Bud las, wie gesagt, keine Zeitungen und wußte von alledem nichts. Er wußte auch nicht, daß Manuel, der Gärtnergehilfe, eine wenig wünschenswerte Bekanntschaft für ihn war. Eine böse Leidenschaft hatte dieser Manuel: er spielte nämlich. Und zum Spiel gehört Geld, viel Geld sogar manchmal, so daß der Lohn eines Gärtnergehilfen dafür nicht ausreicht.

An dem Abend, der für Bud verhängnisvoll werden sollte, war sein Herr zu einer Winger-Versammlung gegangen und die Knaben berieten eifrig die Gründung eines Turnvereins. Niemand hörte es, als Manuel Bud zu sich rief, und niemand sah es, als er durch die Felder mit ihm davonging, um einen kurzen Abendspaziergang mit ihm zu machen. Daß wenigstens dachte sich Bud. Niemand sah es auch, daß aus dem Schatten des kleinen Bahnhofgebäudes ein Mann heraustrat und einige Worte mit Manuel wechselte und niemand hörte es, daß gleich darauf Geld in seiner Hand klapperte.

„Du kannst die Ware aber wohl verpacken, ehe Du sie ablieferst,“ meinte der Mann brummig und Manuel nickte. Er zog einen dicken Strid aus der Tasche und legte ihn als Schlinge um den Hals des Hundes.

„Braucht nur ein bißchen anzuziehen, dann wird ihm die Puste schon ausgehen,“ rief Manuel und lächelte.

Mit ruhiger Würde hatte Bud bisher alles über sich ergehen lassen. Angenehm war es ihm ja grade nicht, daß man einen Strid um seinen Hals legte, aber er wußte das aus Erfahrung, daß alles, was die Menschen tun, einen Zweck hat, wenn er ihm auch nicht immer gleich klar war. Als aber Manuel die Enden des Strides in die Hand des Fremden legte, glaubte er doch, seinem Unmut Ausdruck geben zu müssen und knurrte. Er hatte lediglich damit andeuten wollen, daß er eigentlich mit fremden Leuten nichts zu tun haben wünschte, aber zu seiner Ueberraschung fühlte er nun einen Druck am Halse, der ihm fast den Atem nahm. Mit einem Butlaut stürzte er sich auf den Fremden, aber ein Hund an der Leine ließ seine Zähne scharf über die Zunge zusammenschlagen und ein weiterer Hund warf ihn zu Boden. Er zog und zerrte vergebens; immer fester legte sich die Schlinge um seinen Hals. Wie in seinem Leben war er so behandelt worden, nie in seinem Leben hatte er solch eine Wut in sich gefühlt. Vor seinen Augen begann alles zu tanzen, vor seinen Ohren brausete es und seine Sinne schwanden. Er merkte es nicht, daß etwas Dunkles über ihn geworfen wurde und man ihn in den Gepädwagen des Zuges schob.

Das erste, was ihm zum Bewußtsein kam, war ein Gefühl des Schmerzes an seiner Zunge und ein Rütteln, das ihm durch den Körper ging. Der schrille Pfiff einer Lokomotive aber belehrte ihn bald darüber, wo er sich befand, denn er war oft genug mit seinem Herrn gereist und kannte das Eisenbahnfahren. Langsam öffnete er die Augen und mit dem Blicke eines gefangenen Königssohnes sah er um sich. In diesem Augenblicke griff der Mann, der neben ihm stand, nach den Enden des Strides, aber nicht schnell

genug um zu verhindern, daß sich die Zähne des Hundes tief in seine ausgestreckte Hand eingruben. Dann aber verließen Bud wieder die Sinne.

„Er hat mal wieder Krämpfe,“ sagte der Mann zu dem Gepäckmeister, der insolge des Lärms herankam. „Soll ihn grade zu einem Tierarzt bringen, der so was heilen kann. Es ist ein schönes Stück Arbeit und was habe ich davon? Dreißig Mark neben der Fahrt! für dreihundert machte ich das nicht noch einmal.“

Er wickelte ein schmutziges Taschentuch um die verwundete Hand. „Wenn ich nur nicht die Tollwut kriege,“ meinte er ängstlich. „Ach was,“ lachte der Schaffner. „Aber nun mal angefaßt, und das Frachtstück besser verpackt!“

Salb betäubt durch die Schmerzen an Hals und Zunge wurde Bud hervorgezogen und in einen käfigartigen Verschlag gestoßen und dann der Strick von seinem Halse gelöst.

So lang er nun Stunde für Stunde, die ganze lange Nacht mit stillem Zorn und schwer verletzter Ehre. Er konnte sich nicht denken, was das alles zu bedeuten hatte. Was wollten die fremden Leute nur von ihm? Was sollte er hier in diesem Käfig? Jedesmal, wenn die große Schiebetür des Wagens kreischte, sprang er auf. Immer dachte er, daß nun sein Herr hereinkommen würde oder wenigstens die Kinder. Aber immer war es nur das stumpfsinnige Gesicht des Schaffners, das er bei dem trüben Schein der schaukelnden Laterne sah und das Freudengeheul verwandelte sich in seinem Halse zu einem immer erbitterterem Knurren.

Erst als der Morgen graute, hielt der Zug und es kamen vier Männer herein, roh und verwildert aussehende Kerle. Er bellte sie wütend an, aber sie lachten nur, steckten Stöcke durch den Holzverschlag und stießen und schlugen ihn damit, bis er die Knüppel mit den Zähnen erfaßte und in Stücke gebissen hatte. Bald aber merkte er, daß es grade das war, was sie ergöhte. Da legte er sich still hin und schloß die Augen. Jetzt faßten sie den Verschlag, hoben ihn auf und trugen ihn in einen anderen Zug, der dann wieder Stunde auf Stunde dahinsaupte. Wieder wurde es Abend und man brachte ihn auf ein Fährboot, das über einen Fluß fuhr und dann noch einmal in den Gepäckwagen eines Schnellzuges. Das Unglück wollte, daß er, schlecht gelaunt wie er war, die ersten freundlichen Annäherungsversuche der Beamten mit Knurren beantwortet hatte und nun mußte er dafür büßen. Das Reden und Herren nahm kein Ende. Sie maunten wie die elenden Nagen, die sich immer auf den Kornböden und in den Pferdeställen herumtrieben, und bellten wie die gewöhnlichsten Köter, klatschten in die Hände und piffen in den höchsten Tönen. Er mußte wohl, daß es eigentlich alles zu dumm war, als daß er sich darüber hätte ärgern sollen, aber grade durch diese Albernheiten fühlte er sich in seiner Ehre gekränkt und seine Wut stieg von Stunde zu Stunde mehr.

Sein einziger Trost war, daß man ihm doch wenigstens den Strick vom Halse genommen hatte; und er wollte wohl dafür sorgen, daß ihm keiner mehr umgelegt wurde. Der Strick war es, der ihnen damals die Uebermacht gegeben hatte; jetzt würde er sich seiner Haut schon wehren. Wehe dem, der ihm zunächst in den Weg kommen würde.

Zwei Tage hatte er nun schon keinen Bissen genossen. Er machte sich nichts aus dem Hunger, der Durst aber bereitete ihm entsetzliche Pein, denn feinfühlig wie er war, wurde er durch den steten Neger fieberhaft erregt und auch die Schmerzen an Zunge und Hals wurden immer stärker. Seine Augen waren blutunterlaufen und rollten wild in ihren Höhlen. So verändert sah er aus, daß selbst sein Herr ihn nicht wiedererkannt hätte.

Die Beamten waren froh, als auf einer Station am Morgen des dritten Tages der Holzverschlag ausgeladen wurde. Es war in Seattle.

Vier Leute setzten ihn auf einen Rollwagen, fuhren ihn durch enge Straßen bis auf einen Keinen, von hohen Mauern umgebenen Hof. Ein dicker Mann mit roter Jade, die am Halse ein gutes Teil zu weit war, kam ihnen entgegen, nahm den Leuten den Frachtschein ab und bestätigte den Empfang. Das war also derjenige, der ihn zunächst peinigen würde, dachte Bud und sein Rückenhaar sträubte sich vor Wut und mit aller Kraft rüttelte er an den Latten seines Käfigs. Der Mann lachte höhnisch und holte ein Beil und einen Knüppel herbei.

„Er soll doch nicht etwa jetzt raus?“ fragte einer der Leute, die ihn gebracht hatten.

„Natürlich,“ antwortete der Rote und Fieb mit der Art auf das Lattenwerk.

Nach allen Seiten stoben die Männer auseinander, flüchteten auf die hohe Mauer und warteten neugierig auf das kommende Schauspiel.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Liebeswerben und Eheglück in der Vogelwelt.

Von Elise Kind.

Ihre körperliche Beschaffenheit stellt die Vögel an die zweitbeste Stelle unter den Tieren, und die Aeußerungen ihres Seelenlebens reifertigen nicht nur diesen bevorzugten Platz, sondern heben sie

häufig noch über die körperlich höher entwickelten Säugetiere hinaus. Wie bei den meisten organischen Wesen, so ist auch bei dem Vogel die Zeit der Liebesbetätigung der Höhepunkt seines Daseins, auf dem er alle seine Kräfte zur stärksten Entfaltung bringt. Ohne die Liebeswerbung wäre nicht der Gesang, nicht der Flug und der Tanz der Vögel zu der oft geradezu verblüffenden Kunstfertigkeit ausgebildet, und es ist bezeichnend, daß bei Arten, deren Lebensbedingungen mehrsolles Werben überflüssig machen, wie es bei dem männlichen Repräsentanten unseres gewöhnlichen Haushuhnes der Fall ist, dem seine Hennen auch ohne jede Balze gehorchen, der künstlerische Ausdruck der Werbung verloren gegangen ist. Die Haushühner sind die einzigen, bei denen, dank menschlicher Vorzorge, die Weibchen die Ueberzahl bilden. Bei allen anderen Vogelarten ist ein Ueberwiegen des männlichen Geschlechts beobachtet worden, und dieser Umstand vor allem bringt es mit sich, daß die männlichen Vögel alle ihre natürlichen Künste spielen lassen, um in den Besitz einer Gattin zu kommen. Viele männliche Vögel, denen dies Glück aus Mangel an Weibchen verjagt bleibt, durchstreifen ruhelos auf der Jagd nach einer Artgenossin das Land, und finden sie ein vereinsamtes Weibchen, so lassen sie alle erdenklichen Kunstgriffe spielen, um an das Ziel ihrer sehnlichen Wünsche zu gelangen. Meistens finden sie bei der Erforenen williges Gehör und geben dann ihrer Freude auf alle erdenkliche Art Ausdruck. Die Weibchen, die dem zweiten, dritten oder vierten Lebensgefährten im Grunde ihres Herzens nicht so gewogen sein mögen wie dem ersten, zögern doch nicht, die meistens durch den Tod leergewordene Stelle des Gatten mit einem Nachfolger zu besetzen, und diese offensbare Flatterhaftigkeit hat vor allem ihre Ursache in der Pflege der heranwachsenden Brut, die das Weibchen allein ohne männliche Hilfe nicht aufziehen kann. Die geringere Zahl der Weibchen und ihre dadurch bedingte schwierigere Eroberung mag dagegen die Vogelmännchen zu der viel innigeren und treueren Liebe besonnern, die bei ihnen beobachtet wird. Stirbt einem Vogel das Weibchen, oder wird er jählings von seiner Gattin getrennt, so ist er völlig geknickt und untröstlich und überlebt häufig die Trennung nicht lange. Ein Star, der an einem lichten Frühlingmorgen mit seinem Weibchen am Brutkasten erschien und allein ohne seine Gefährtin fortgegangen wurde, flatterte ein kurzes Weibchen stürmisch im Käfig umher, lauerte sich dann teilnahmslos in einer Ecke zusammen, ohne das Futter zu berühren, und bewegte durch die bezeugte Trauer das Herz seines Freiheitsräubers derart, daß der Käfig nach einer Gefangenschaft von wenigen Stunden geöffnet wurde. Man hatte erwartet, den Vogel fröhlich wieder in seine zurückgewonnene Freiheit hinausflattern zu sehen; statt dessen humpelte er träge einige Schritte vorwärts, machte dann vergeblich den Versuch, aufzufliegen, fiel auf den grünen Rasen zurück, und sein treues Herzchen hatte ausgepost. Ähnliche Vorgänge wurden zahlreich an männlichen Vögeln beobachtet, die man zur Brutzeit von ihren Weibchen trennte. Ausnahmsweise halten wohl auch die Weibchen unverbrüchliche Treue. So lehrte eine Störkin, die man mitten in den Flitterwochen des Gatten beraubt hatte, 12 Jahre lang in ihr vereinsamtes Nest zurück, wehrte heftig alle Vererber vor sich ab, und verließ endlich, der feindlich andringenden Uebermacht eines vereinten Storchpaars weichend, ihren jahrelang ausgebefferten und bewohnten Horst.

Eine andere Art, die Zwergpapageien, hat man wegen ihrer ehehlichen Treue auch die „Unzertrennlichen“ getauft, und das mit vollem Recht, denn bei diesen Tierchen pflegt der Tod des einen Gatten den des anderen weigerlich nach sich zu ziehen.

Die meisten Vögel leben in einer für Lebenszeit geschlossenen Ehe, was aber das Vorkommen vorübergehender Treubrücke von der einen oder anderen Seite durchaus nicht ausschließt. Mag das Männchen noch so eifrig und inbrünstig um die Liebe seines Weibchens geworben haben, so zögert es doch nicht, auch anderen Schönen, die in sein Bereich kommen, den Tribut seiner Bewunderung zu zollen. In gleicher Weise bleibt auch das Weibchen von dem Reiz und den Fähigkeiten anderer Männchen nicht ungerührt, und will sich der rechtmäßige Gatte nicht verdrängt sehen, so darf er nicht müde werden, Auge und Ohr seiner Gattin zu entzücken, um seinen Rivalen aus dem Felde zu schlagen.

Vielehigkeit ist unter den Vögeln selten. Vielweiberei nur unter den Zuchtthühnern anzutreffen, und auch hier nur eine scheinbare, denn in Wahrheit gehen Hahn und Henne teilnahmslos an einander vorbei, kümmern sich nicht um des anderen Freud und Leid, und ihre vorübergehende Vereinerung ist nur eine rein physische. Ebenso looser sind die Familienbände der Kuckuck und Kumpfläufer, die in Vielehigkeit leben.

Den Ein- oder Vielehen der Vögel geht der wichtigste und anziehendste der Liebesbetätigung voraus — die Werbung. Sie geschieht in so vielerlei Form, als es vielerlei Arten Vögel gibt. Wenn der Frühling siegreich über des Winters Härten triumphiert hat, dann beginnen im neugesammlten Federkleide auch die Vögel ihr liebliches Minnepiel. Die Raubvögel ansfliegen in mächtigen Flugreigen die Erforene, gleiten ruhig im Aether dahin oder stürmen mit Wüßeschnelle vorwärts; die Schwimmvögel ziehen gleichmäßig ihre Bahn, um sich plötzlich mit halbangezogenen Flügeln steil in die Tiefe zu stürzen und kehren gelassen wieder zur Oberfläche zurück, unablässig ihre martigen, schreienden Rufe ausstehend. Vom Morgen grauen bis zum späten Abend sind die gesiederten Verber in glühender Bewegung, um den Ueberhöhung ihrer Gefühle auf ein Weibchen ihrer

Art zu übertragen. Die Schwalben lassen von der Dachfirst ihr Liebchen vor den Ohren der Geliebten ertönen und unterstützen den Frohlaut ihrer Kehle mit ammutigem Flugspiel. Der tropische Tageläfer lastet mit den Flügeln, vollführt seine graziosen Schwentungen und läßt dazu seine sanften Weisen hören, die ihm nur in dieser Zeit geläufig sind. Der Flug der Tauben entfaltet sich in der Zeit der Werbung zu wunderbaren Reigen, und ihr ammutiges, zärtliches Gelöse, das sie Brust an Brust geschmeigt vollführen, ist den Dichtern mit Recht ein beliebtes Beispiel. Die Finken flattern leidenschaftlich umher, anstatt zu fliegen, und schmeitern ihr jubelndes Lied in die Lüfte.

Die Ammern haben alles sittige Fliegen verlernt und üben wilde Bajazzosprünge in der Luft, dabei wiederholen sie ihr niedliches Weisen, das Julius Moser so reizvoll übersezt: „Wie, wie hab' ich Dich lieb!“ Das Kochen der Speckte tönt lauter, das Hüpfen der Kraniche ist lebhafter und die Bachstelze trippelt schwanzwippend um ihr Liebchen herum.

Die Hühnerbögel, die keine eleganten, eindrucksvollen Flugreigen aufführen können, geben ihrer rauchartigen Leidenschaft durch einen Tanz Ausdruck, den der Jäger „Walze“ nennt. Verstärkt wird die Ammut der Walze durch den zu ihrer Zeit am schönsten bestellten Feder Schmuck der männlichen Vögel. Unser Auerhahn sucht sich zur Walze einen starken Ast aus, von dem aus er in immer schnellerem Tempo sein Schnalzen ertönen läßt, vom Waidmann das „Vers- und Gesegelmachen“ genannt. Mit tadartig ausgebreitetem Schwanz, gesenkten Schwingen und erhobenem Kopfe tänzelt der Vogel auf seinem Ast umher, macht Krätze und Verbeugungen und ist in seiner leidenschaftlichen Walze so sehr aller Erden sorgen entrückt, daß er sich nach Aussage erfahrener Jäger nicht in seinem Liebespiel stören läßt, wenn nur Feuer und Knall erfolgen, ohne daß ihn ein Schrotkorn trifft. Seine natürliche Vorsicht ist untergegangen in einem stärkeren Gefühl, und dies benutzt der Jäger zu seinem Vorteil.

Dem Auerhahn ähnlich balzt auch der Wirl- oder Spielhahn, nur führt er seinen noch heftigeren Liebestanz zu ebener Erde aus, purzelt übereinander, schlägt wild mit den Flügeln und begleitet sein tolles Gebaren mit eigentümlich schleifenden Tönen. Die Fasanen, Hahnen und Schneeschnäbler balzen ebenfalls, alle aber übertrifft der Hornhahn im südöstlichen Asien an leidenschaftlichem Ausdruck zur Zeit der Walze.

Der schönste Ausdruck der Liebestwerbung der Vögel ist ihr Gesang, der ihnen nie so kunstvoll und rührend gelingt, als in der Minnezeit. Einige, und gerade die tüchtigsten Sänger, finden nur in dieser Zeit im Gesang ein Mittel, die Mitwelt an ihrem Tun teilhaben zu lassen. Von den Nachtigallen singt der Dichter mit Recht:

„Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen . . .
Nur so lang sie liebten, sangen sie!“

Aber den Weibchen genügt oft weder Flugreigen, Gesang, noch Walze zur endgültigen Wahl, sie wollen, jenen sagenhaften Heldenkämpfern gleich, Blut sehen. Kühn schaut das Weibchen zu, wie die bis zur Todesverachtung erregten Männchen mit Schnabel und Klauen auf einander einhaken. Im bunten Wirbel stieben die Federn umher, und wenn einer der Streiter blutend die Flucht ergreift, so stürzt der andere wütend hinterdrein. Bald entrennt der Kampf von neuem, bis endlich einer der Kämpfer Sieger bleibt und sich als Siegespreis der Günst der Weibchen erfreuen kann.

Hat sich ein Vogelpärchen zusammengetan, so geht es unerbittlich an den Nestbau. Entweder es verbirgt sein Glück vor den Augen der Artgenossen oder dem Spürsinn feindlicher Wesen in lauschgrüner Waldeinsamkeit, im Gebüsch eines Bades, oder es tut sich mit vielen Seinesgleichen zusammen, und die Bewohner solcher Brutkolonien sind oft so zahlreich, daß man sich nur eine Vorstellung davon machen kann, wenn man sie mit eigenen Augen gesehen hat. Die Siedelungen der Schwalben am Nil, der Weberbögel, der Republikaner, der Reiher und Scharben in den ungarischen Sümpfen werden trotz ihrer Fülle von Lebewesen bei weitem übertroffen von den Vogelbergen des Nordens, auf denen dichtgedrängt Möwen, Lummern, Seeschwalben, Sturmbögel, Alken, Scharben, Taucher usw. usw. alle Felspalten, Vorsprünge, Ausbuchtungen und Gipfel benutzt haben, um ihre Nester zu bauen. Sie erfüllen die stille Einsamkeit des hohen Nordens mit einer Ueberfülle von Bewegungen und Tönen, von der Worte keine Vorstellung geben können.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Verhütung von Stottern. Mögen die Ansichten über die Ursache des Stotterns noch so verschieden sein, aber darüber herrscht Einigkeit, daß zur Verhütung des Stotterns viel getan werden kann, und zwar in Schule und Haus in gleich hohem Maße. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung die Zeit der Sprachentwicklung, die Zeit der ersten Schulfahre. Da ist die Sprachentwicklung schneller als die Sprachfertigkeit, der Gedankengang des

kindlichen Geistes rascher als die Bewegungsfähigkeit der Sprachorgane. Der Geist eilt voraus, die Sprache bleibt zurück. Dabei nimmt das Kind bei irgend einem Laute, irgend einer Lautverbindung Anstoß; ein gewisses Angstgefühl befällt es, sobald später der Laut wiederkehrt. Neue Klappen, neue Hindernisse stellen sich noch ein; die Furcht steigert sich; das Stottern ist da. Da heißt es, gleich Hand ans Werk legen. Vor allen Dingen suche man das Vertrauen und das Selbstvertrauen zu erhalten: man rede ermunternd und aneifernd auf das Kind ein. Die geringsten Leistungen und Fortschritte im Sprechen erkenne man lobend an; man überzeuge es wiederholt, daß es glatt und fehlerfrei sprechen kann, wenn es nur Mut, nur Energie zeige. Man bewahre selbst bei seinem Vorgehen strenge Ruhe und fordere gleiches vom Kinde. Härte und strenges Dazwischenfahren sind vom Uebel; sie schaden mehr, als sie nügen. Man lasse das Kind nicht sprechen, wenn es aufgereggt ist. Der Stimmton sei leise, die ganze Tonlage eine mittlere. Es darf nichts gewährt werden, wenn nicht fehlerfrei gesprochen worden ist. Die scheinbar größte Strenge ist hier die größte Liebe zu den Kindern. Kontrolliert und korrigiert man, wie gesagt, gerade in dieser Zeit die Sprache des Kindes aufs peinlichste, so wird die Mühe insofern reichlich belohnt, als das Kind vor dem Stottern mit seinen unangenehmen Folgen bewahrt bleibt.

Geographisches.

Daß Pflanzen- und Völgergrenzen vielfach miteinander übereinstimmen, weist Prof. Dr. Scharfetter in „Petermanns Geographischen Mitteilungen“ an einigen treffenden Beispielen nach. Es sind wohl in erster Linie wirtschaftliche Gründe, die diese auf den ersten Augenblick frappierende Uebereinstimmung hervorriefen. Häufig sind Pflanzenvereine, Vegetationsstrecken wie undurchdringlicher Sumpfwald ein unmittelbares Hindernis für die Ausbreitung eines Volkes, das erst die fortschreitende Kultur allmählich hinwegräumt. Andere Pflanzen sind Hauptnahrungs- oder Erwerbspflanzen eines Volkes, gedeihen aber nur in ganz bestimmten Gebieten; damit ist auch der Verbreitungsbezirk für das betreffende Volk gegeben. So finden sich die Kulturreste aus der Steinzeit und der vorrömischen Metallzeit im mittleren Europa nur in den alten Steppenbezirken, in denen ein Ackerbau mit den damaligen primitiven Geräten möglich war. Unsere heutigen Getreidefelder sind nichts weiter als eine Art modifizierter, künstlich kultivierter Steppe. Auf dieser Kulturstufe bildete der Wald die wirtschaftliche und Stammesgrenze. Erst in der Römerzeit begann man mit der Rodung der Wälder, als die vermehrte Bevölkerung eine erhöhte Ausnutzung des Bodens erheischte. Und zwar wurden die Raubwälder zuerst ausgerodet; einen überraschenden Beweis dafür bietet der Limes, die römische Wall- und Befestigungsanlage, die sich vom Rhein über Main und Donau bis nach Ungarn hinein verfolgen läßt. Dieser läuft fast genau parallel mit der Grenze des fränkisch-germanischen Nadelwaldgebietes. Im nordwestdeutschen Flachland deckte sich im Mittelalter die Grenze des Nadelwaldes mit der der Verbreitung der Slaven. Im Gebirge findet die Rodung des Waldes zugunsten eines intensiveren Ackerbaues eine andere Grenze, die Höhe, bis zu der Getreidebau möglich ist. Daher die verhältnismäßig spärliche und späte Besiedelung der Gebirge. Eine Pflanze, deren Verbreitung die früheren Grenzen einer großen Nation sehr deutlich bezeichnet, ist die Dattelpalme. Die Araber nahmen sie mit sich bis Indien im Osten und Spanien im Westen, so wenig vermochten sie sich von ihrem wichtigsten heimatischen Hauptnahrungsmittel zu trennen. Fast möchte es daher scheinen, als ob die Araber nur so weit ihre Eroberungen ausdehnten, als der Anbau der Dattelpalme sich ermöglichen ließ. Ebenso auffallende Pflanzengrenzen finden sich in den Alpen da, wo Deutsche, Italiener, Franzosen und Slowenen zusammenstießen.

Technisches.

Lufterneuerung in Straßenbahnwagen. Aus Amerika kommt die Nachricht von einer praktischen Einrichtung für Straßenbahnwagen, in denen man besonders bei feuchtem Wetter oft unter der schlechten Luft im Wagen zu leiden hat. Nach einer Mitteilung in der „Elektrotechnischen Zeitschrift“ sind nämlich die neuen Wagen der Chicagoer Straßenbahn mit einer Anlage für ständige Lufterneuerung versehen. Ein auf dem Perrondach am Oberlicht aufgestellter, elektrisch betriebener Ventilator saugt ständig aus einem breiten Kanal die verbrauchte Luft nach außen ab. Der Kanal ist im Wagen unmittelbar unter dem Laternendach angebracht und steht mit dem Wageninnern durch gleichmäßig verteilte Oeffnungen in Verbindung, so daß die schlechte Luft tatsächlich aus allen Teilen des Wagens entfernt wird. Die von außen kommende Frischluft strömt durch Oeffnungen im Fußboden, die sich unter den Wagenreifen befinden ins Wageninnere. Die Luftgeschwindigkeit ist so gering gewählt, daß kein lästiger Zug bemerkbar ist. Im Winter bestreicht die Frischluft die gleichfalls unter den Wagenreifen angeordneten elektrischen Heizkörper, sodas sie angenehm vorgewärmt wird. Die Anordnung soll sich gut bewähren, sodas weitere Versuche im Interesse des Großstädters liegen, der gezwungen ist regelmäßig für längere Zeit die „Elektrische“ zu benutzen. StH.